

Saale-Beitung.

Neunundvierzigster Jahrgang

Anzeigen
werden die 6 geschlossenen Sonntagsblätter oder deren Raum mit 30 Pfg. berechnet und in unseren Anzeigenblättern und allen Ausgaben - Geschäften eingeschlossen. Beilagen die Seite 1 betreffen den Inkrustationsantrag: deren 11 Uhr, in der Sonntagsnummer abends 6 Uhr. - Abbestellungen von Anzeigenblättern, soweit solche zulässig sind, müssen schriftlich erfolgen.
Erscheint täglich pünktlich.
Sonntags und Feiertagen einmal.
Schriftleitung und Druck: G. Schöcherl.
Halle, Gr. Brauhausstraße 17.
Neubauhofstraße: Markt 24.

Bezugspreis
Für Halle vierteljährlich bei wöchentlichem Anstellung 2,50 Mk., durch die Post 3,25 Mk., einschließlich Postgebühren. Bestellungen werden von allen Reichspostämtern angenommen.
Im amtlichen Zeitungs-Verzeichnis unter „Saale-Beitung“ eingetragen.
Für unterzeichnet eingehende Korrespondenz wird keine Gewähr übernommen.
Nachdruck nur mit Genehmigung der „Saale-Beitung“ gestattet.
Herausgeber der Schriftleitung Nr. 1140
der Saale-Beitung Nr. 176;
der Beilage-Abteilung Nr. 1133
Verlagsdirektor: August 1908.

Halle a. S., Sonntag, 7. März 1915.

Bei Rawa 3400 Russen gefangen,

16 Maschinengewehre erobert. — Auf dem westlichen Kriegsschauplatz kleine Erfolge.

Umtliche Meldung der Heeresleitung.

WTB. Großes Hauptquartier, 7. März vorm.
Westlicher Kriegsschauplatz.
Zwischen der See und der Somme fanden im allgemeinen nur Artilleriekämpfe statt. Nördliche Vorstöße des Feindes, südlich von Ypern vorzustoßen, wurden vereitelt.
In der Champagne machten unsere Truppen Fortschritte. Wir nahmen dem Feinde einige Gräben und etwa 60 Ge-

fangene ab. Ein französischer Massenangriff gegen unsere Stellung nordöstlich von Le Mesnil brach unter schwersten Verlusten für die Franzosen in unserem Infanterie- und Artilleriefire zusammen.
Westlich von Babouviller wurden feindliche Vorstöße zurückgewiesen.
In den Vogesen kamen gestern eingeleitete Kämpfe westlich von Münster und nördlich von Sennheim noch nicht zum Abschluß.

Westlicher Kriegsschauplatz.
Unsere Bewegungen nordwestlich von Grodno verlaufen planmäßig. Ein russischer Nachtangriff auf Mocarze nordöstlich von Lomza wurde abgeschlagen.
Auch westlich Przasnjanz wurden härtere Angriffe zurückgewiesen. Unsere Angriffe südöstlich Rawa waren erfolgreich. 3400 Russen wurden gefangen genommen und 16 Maschinengewehre erobert.

Oberste Heeresleitung.

Bersprechungen des Dreiverbandes an Griechenland.

Die griechische Kriegskrisis.

Die griechische Kriegskrisis.
e. B. Amsterdam, 7. März.
Der „Nieuwe Rotterdamse Courant“ verzeichnet ohne Quellenangabe das Gerücht, daß Romanow, der griechische Gesandte in Paris, der zum Kronrat nach Athen gekommen war, Griechenland namens Englands und Frankreichs bedeutende Gebietsausbreitung in Kleinasien und finanzielle

Unterstützung versprochen habe, wenn Griechenland an dem Dardanellenangriff teilnehme.
e. B. Athen, 7. März.
Nach einer Zeitungsmeldung ergab sich im gestrigen Kronrat zwischen den Premiers und Benizelos eine fast vollständige Uebereinstimmung der Ansichten, wozu die Er-

klärung des Generalstabschefs Dusmanis betriebs der Schlagfertigkeit Griechenlands beitrug.
WTB. Athen, 7. März. (Agence d'Athènes). Der König hat Alexander Zaimis zu sich berufen und ihn mit der Kabinettsbildung betraut. Zaimis hat sich 24 Stunden Zeit erbeten, um sich zu entscheiden.

Die abgeschlagene Dardanellenlandung.

T. U. Konstantinopel, 6. März. Ueber den Landungsversuch der Engländer verlaufen hier noch folgende Einzelheiten: Die zur Vernehmung des Küstengebietes bei Kum-Kale ausgesandte türkische Patrouille hatte bereits am 3. März gemeldet, daß mehrere Schaluppen mit englischen Truppen sich auf ca. 1 Kilometer der Küste genähert hätten. Sobald jedoch türkischerseits die ersten Schüsse fielen, dampften die Schaluppen sofort wieder ab. Der zweite Landungsversuch wurde im Dunkel der Nacht unternommen. Der türkische Befehl hatte mittlerweile Befehl erhalten, sich einem Landungsversuche nicht zu widersetzen, und zog sich, ohne seine Anwesenheit durch Schüsse zu verraten, in das in der Nähe von Kum-Kale befindliche Lager der türkischen Infanterie zurück. In ziemlich kurzer Zeit legten die Engländer mehrere hundert Mann an Land, wobei die Türken keinerlei Widerstand leisteten. Erst als Schiffe von den Schaluppen an Bord geschickt werden sollten, gab der türkische Kommandant den Befehl zum Eingreifen. Das Geschehen war nur von kurzer Dauer. Im Augenblick, als die Engländer Feuer eröffneten, stürzten sie sich sofort auf die Boote, um sich in Sicherheit zu bringen. Verschiedene sprangen einfach ins Wasser und verjagten, die Strecke bis zu den Schaluppen schwimmend zurückzuliegen. Türkischerseits wären überhaupt keine Verluste zu verzeichnen gewesen, wenn nicht ein kleiner Teil der englischen Soldaten von der Küste abgedrängt worden wäre und sich in einem kleinen Gehölz, das erstürmt werden mußte, hartnäckig verteidigt hätten.
Die Haltung der Presse und der Bevölkerung ist bedeutungsvoll. Ueberall zeigt sich unerschütterliches Vertrauen auf den endgiltigen Sieg des Sultans und festes Vertrauen auf die Bundesstreue Deutschlands und Österreich-Ungarns.

sehen, für uns Stellung nimmt. — Die russischen Wünsche betriebs der Balkanstaaten sind sehr bescheiden geworden. Sie beschränken sich nur noch auf das Festhalten ihrer Neutralität. — Die serbischen Untaten in Mazedonien dauern an. Bei Westlich erfolgten blutige Zusammenstöße zwischen bulgarischen und mohammedanischen Banden und serbischen Truppen, bei Kotschana gleichfalls; hier gab es viele Tote und Verwundete.

Weitere Enthüllungen über Findleys Mordanschlag.

WTB. Hamburg, 6. März. Anlässlich der Durchreise Sir Roger Casements durch Hamburg gestattete er seinem Begleiter, Adler Christensen, einem Vertreter des „Hamburger Fremdenblattes“ einige Aufschlüsse über den von dem englischen Gesandten Findlay geplanten Mordanschlag zu geben. Außer den bereits bekannten Einzelheiten über die Angelegenheit gab Christensen die Dedresse für seinen Verleumdung mit Findlay an, nämlich die Adresse des Sigwald Wieg, Thorwald-Meyersgasse 78, II, in Christiania, der englischer Spion ist. Bemerkenswert ist der Plan, den Findlay zur Ermordung Casements in Deutschland angab. Danach sollte Christensen Casement, der nur Englisch spricht, und daher auf Christensen angewiesen sei, in Berlin auf einen belebten Platz oder in eine Straße führen, wo viele Menschen seien; mit einem Teile des Geldes, das er von Findlay erhielt, sollte er den Wäbel besetzen und dann einen Aufruf erregen, in dem er Casement für einen englischen Spion bezichtigte. Casement sei nicht imstande, sich zu verteidigen, weil er nicht Deutsch spreche, und es würde zu einer großen Schlägerei kommen. „Mitten in diesem Tumult, sagte Findlay, geben Sie ihm dann den entscheidenden Schlag auf den Kopf. Niemand wird wissen, wer den Mann getötet hat.“ Christensen tat, als leugte ihm dieser Plan ein, und versprach, sich die Sache zu überlegen. Findlay riet ihm noch, einen Vertrauensmann aus Norwegen nach Berlin mitzunehmen und alle Briefe, Pläne und Dokumente Casements zu stehlen und sie durch den betreffenden Mann nach Christiania zurückzuschicken. Die Belohnung von 5000 Pfund wird ehrenwörtlich bezichtigt, und Christensen erhält bei dieser Gelegenheit den Geheimschlüssel zur Hinterpforte der englischen Gesandtschaft. Damit kehrt Christensen am 15. Des. nach Berlin zurück und reist am 25. abermals nach Christiania, wo er am 27. eine Unterredung mit dem Gesandten hat, dem er zwei falsche Minentarten übergibt und mitteilt, Casement schide sich an, in Verteidigung mit mehreren Offizieren nach

Irland zu gehen, worüber der Gesandte ungeheuer erregt wird. Christensen fordert die Erhöhung der versprochenen Summe auf 10 000 Pfund, und der Gesandte verspricht, bei seiner Regierung deswegen telegraphisch anzufragen. Am 2. Januar abends 11 Uhr fordert dann Christensen nach einer erregten Auseinandersetzung mit dem britischen Gesandten eine Anzahlung von 250 Pfund, sowie eine verlässliche Garantie, anderenfalls er sich von dem unsauberen Handel loslage. Es kommt sogar zu beleidigenden Auslassungen und Schimpfwörtern, die Findlay zu einem Wutanfall reizen. Nichtsdestoweniger läßt er Christensen, der zweimal während der Unterredung das Haus verlassen hat, durch einen Diener wieder holen. Am nächsten Tage läßt Findlay den Norweger zu sich bitten, der energisch auf seiner Forderung: Garantie oder Schluß, besteht. Da endlich in die Enge getrieben, schreibt der Gesandte den für ihn verfaßten Brief, in dem er Christensen 5000 Pfund im Namen seiner Regierung zuzuschick. Außerdem verspricht er ihm auf Ehrenwort für die Befreiung Casements weitere 5000 Pfund und stimmt einem vorläufigen Christensen zu, daß dieser die gesamte Barschaft Sir Roger Casements, die er mit 100 000 Dollar angibt, sich nach dem Morde aneigne. Für alles dies liefert er Straffreiheit zu und, wenn Christensen es wünsche, freie Fahrt nach Amerika. Dies, sagte Adler Christensen, ist nur der erste Teil der Geschichte, in großen Umfassen erzählt. Den anderen Teil wird Sir Roger Casement erzählen, wenn es ihm beliebt zu sprechen. Sir Roger Casement, bemerkte er hier noch dazu, würde alle Einzelheiten mit sämtlichen Dokumenten in einem Buche zusammenfassen.

Perfien gegen die Ententemächte.

WTB. Petersburg, 6. März.
„Aufrührer Elowo“ meldet vom 27. Februar aus Teheran: In Persien greift eine sehr bedrohliche Bewegung gegen die Ententemächte um sich, die von militärischer Seite unterstützt würde. Große Ansehen für Reformen und die allgemeine Wehrpflicht würden gefordert. Salaz ed Dautsch sei mit bedeutenden Kräften in Persien eingedrückt.

Eine Rede Pachmides in Wien.

T. U. Wien, 6. März. Der gestrige Rede Pachmides in Wien wohnten der deutsche Reichsminister von Tschirchitz, der frühere Minister Klein, Baernreither, Exner und zahlreiche Regierungsvertreter und Abgeordnete bei. Als Zukunftsspiel bezeichnet der Redner ein starkes Österreich-Ungarn im selbständigen Zusammenschluß mit einem harten Deutschland. Die Zustimmung der erwähnten Herrschaft war äußerst lebhaft.

Die russische Flotte bei Burgas gesichtet.

T. U. Rom, 6. März. „Giornale d'Italia“ berichtet aus Bulgarien, daß die russische Flotte auf der Fahrt gegen den Bosporus bei Burgas gesichtet worden ist.

Zum Kampf um die Dardanellen. Italien für die Türkei.

e. B. Konstantinopel, 7. März.
Die neuen hier eingetroffenen Nachrichten lauten durchaus befriedigend. Das Bombardement der Meerenge wird der internationalen Küste ist ebenso erfolglos wie Unglücken des Feindes verlaufen, wie die verschiedenen Landungsversuche der letzten Tage. Durch seine lauen Angriffe auf die Forts und sein schnelles Zurückweichen nach weiteren Treffern hat der Feind gezeigt, wie sehr er großen Spüren abgeneigt ist. Auf der laulässigen Grenz ist den Russen ein Weiterkommen unmöglich. — Hier herrscht die feste Hoffnung, daß Italien, falls die Feinde das Bombardement der Dardanellen fort-



Das Feuerzeug.

Erzählung von E. Hildebrand.

(Nachdruck verboten.)

Frau Küstig war eine einfache Kleinfabrikantin, die sich ihr Leben lang redlichsgeliebt hatte, aber sie besaß eine ganz außergewöhnliche Menschenkenntnis und Klugheit und eine große Geschicklichkeit, wenn es galt, verwundeten Menschen ihren Wund zu tun.

Seit ihr lieber Vetter im Kriege war, hatte sie manche heiße Träne der Sorge und Muttersehnsucht vergossen — aber nur des Nachts, wenn kein Mensch es sah. Bei Tage stand sie aufrecht und wohlgeputzt in ihrem von Saubereit frohenblauen Schürchen und verkaufte gute Ware nach gutem Gewichte, wie sie es seit zwanzig Jahren gethan. Und wenn arme Leute bei ihr lauschten, dann gab sie ein Gewicht viel mehr, als verlangt und bezahlt wurde.

Draußen die Lene, die hübsche Küstertochter, die kam manchmal, ihr zu helfen, denn in dieser schmerzlichen Sorge war außer ihrem Lehrlingen und einem alten Gesellen keine Hilfe im Haushalt.

Der Vetter war schon lange tot und Frau Küstig war es gewohnt, allein ihren Mann zu stellen.

Der Fritz, ihr Lehrling, war als Förster gleich zuerst mit an die Front gekommen und sein Jäger-Regiment hatte schon manch heißes Gefecht erlebt.

Nun lag der Fritz verwundet in Berlin, aber es war keine gefährliche Verwundung, er durfte schon ab und zu mal an einem Stroh hängeln gehen und schrieb ganz zuverlässige Briefe nach Hause.

Jetzt war gerade eine Pause im Fiesch- und Wurfbortspiel eingetreten und Lene schlüpfte in den Laden.

Ihr sonst so reiziges Gesicht mit dem dunklen, langbewimperten Augen war seit dem vorigen Herbst schmal und blass geworden und ihre Schenkel lagen auf der jungen Seite.

Die schwarzen Augen der Blume Küstig waren einen raschen Blick auf das hübsche junge Mädchen, der ihr sofort sagte, daß die Stimmung bei Lene nicht normal war.

Kein Wunder freilich, Lene hatte Viebestummer, süßte Reue. Sie mußte sich nicht mehr zu helfen, denn sie hatte Fritz Küstig einen richtig gehenden Vorrat gegeben, als er im vorigen Sommer zu Besuch zu Hause gewesen war.

Frau Küstig, welche die Menschen so gut kannte, mußte aber längst, wie schwer das junge Mädchen unter ihrer Leber-erlung litt.

„Guten Morgen, Frau Küstig“, sagte Lene, näher tretend, „haben Sie Nachrichten von Ihrem Sohn?“

„Ja“, sagte die Antwort, „es ist schon einige Tage her, seit ich die letzte Karte erhalte. Da hat er mich so sehr, ich möchte doch nach Berlin kommen und ihm persönlich bringen, was er nötig braucht. Aber ich kann ja nicht hier fort!“

„Im“, sprach das junge Mädchen.

Ein Seitenblick flog zu ihr hin. „Wenn ich bloß jemanden wüßte“, fuhr Frau Küstig fort, „der mit das Paket hinhinsetzt! Man darf ja keine feuergefährlichen Gegenstände mit der Post schicken!“

„Feuergefährliche?“ fragte Lene.

„Ja, es handelt sich unter anderem auch um ein Feuerzeug. So ein Benzinding, wissen Sie — der Fritz möchte durchaus kein hier zurückgelassenes und Benzin dazu haben, weil die Feuerzeuge, deren er schon mehrere gekauft hat, alle nichts taugen. Und Benzin gibt es in Berlin auch nicht so kaufen. Ich habe aber noch etwas.“

„Ah“, rief Lene mit aufstrebenden Augen, stockte aber plötzlich.

„Wohlfaden und was zu füttern soll der Fritz auch haben — kurz, so ein richtiges Liebesgabenpaket soll er kriegen!“

„Ja“, meinte Lene saghaft, „so ein Feuerzeug — das wäre risikant, es mit der Post zu schicken.“

„Nun, Lene, was meinen Sie — würden am Ende Sie dem Fritz das Paket hinhinsetzen?“

Feuerort waren Lenas Wangen, als sie murmelte, es wäre ihr ein Vergnügen.

„Im nächsten Augenblick“, sagte sie selbstlos Frau Küstig, die ihr einen Kleinfabrikanten mit allerlei „Groscheln“ übernahm, das Feuerzeug und ein Fläschchen Benzin extra eingepackt.

„Nun kommt aber die Hauptfrage, Lene“, sprach sie mit ernster Miene: „Sie müssen dem Fritz absolut einen Kuß von mir überbringen.“

Lene zuckte zusammen und wurde wieder glühend rot. „Aber nein“, murmelte sie, „das kann ich doch unmöglich.“

„Wann?“ fragte Frau Küstig. „Warum denn nicht? Sie sollen ihm den Kuß doch bloß ‚bestellen‘!“

„Ah ja —“ hauchte Lene.

„Sie — was meinen Sie?“ denn eigentlich?

Ein seltsames Schimmern in Frau Küstigs Augen machte Lene noch verwirrter, als sie schon war, und sie verabschiedete sich rasch.

„Sie verstimmen, ich sag die Augen nieder, ich sag die dann wieder zu ihm auf, lächelte ein wenig und plötzlich tropften ihr Tränen aus den Augen.“

„Lene!“ rief Fritz bestürzt; „was ist denn — warum weinen Sie denn?“

„Ich weine ja gar nicht!“ erwiderte sie, die hellen Backen abstrahlend. „Ich wollte Ihnen bloß sagen, Fritz, wie herzlich ich Sie mit mir tut, daß ich im vorigen Sommer so unaussprechlich zu Ihnen war.“

„D bitte, bitte“, meinte er in tödlicher Verlegenheit, „das hat ja gar nichts zu sagen.“

„So?“ fuhr sie auf. „Es hat nichts zu sagen? Aber ich meine — ich sollte — ich sollte — und Ihre Mutter sagt Ihnen, Lene, sie schickt Ihnen einen Kuß.“

Aus dem klaren Mähdendaugen leuchtete jetzt ein so schelmischer Blick zu ihm empor, daß Fritz seinen Stroh fallen ließ und beide Arme um Lene schlang.

„Wädel! Wädel!“ jubelte er. „Den Kuß will ich mir aber schonen lassen!“ Und seine frischen Lippen brannen auf den ihren und sonnten sich fast nicht mehr von ihnen trennen.

Als Lene wieder zu Atem kam, reichte sie ihm das Feuerzeug hin.

„Und hier, Fritz, ist auch das Benzinding, das deine Mutter —“

Das lagte Fritz jauchend auf.

„Deshalb hat die Mutter ausgedacht dich zu mir geschickt! D, diese Gabe, diese herrliche Mutter! Wie sie mein Herz kennt! Du, Lene, das Feuerzeug war bloß Mittel zu dem Zweck, dich zu mir zu schicken!“

Und er nahm Lene von neuem in die Arme und küßte sie.

„Als er sie frei gab, sagte er: „Das richtige Feuerzeug sind ja doch deine Lippen, Lene — du mein herriger Schatz!“

Sie machte lehr und ging an seiner Seite langsam hinaus.

Vor dem Jagarett lagen viele Anlagen, deren Wege in ein Waldchen führten.

Das Gehen schien Fritz doch noch rechte Mühe zu machen und es war ganz natürlich, daß Lene ihm anbot, ob er sich nicht auf sie stützen wolle.

Natürlich wollte er! Und immer öfter ließ er seine Blide auf dem hübschen Mädchenantlitz ruhen, das mit einem unbeschreiblichen Ausdruck dann und wann zu ihm empor-schaute.

Lange sprachen beide kein Wort, Endlich ermannete sich Fritz und fragte:

„Sagten Sie nicht, Mutter habe mir noch etwas geschickt?“

Sie standen jetzt still vor einer großen Laguhede und Lene brachte das Feuerzeug aus ihrer Tasche.

„Hier“, sagte sie, „erstens sollte ich Ihnen das übergeben und dann — und dann noch —“

„In diesem Nachmittag erhielt der Unteroffizier Küstig im Jagarett Besuch, als er gerade ein wenig spazieren gehen wollte.“

Lene stand vor ihm mit niedergeschlagenen Augen und gab ihm das Paket.

„Guten Tag, Fritz“, flüsterte sie. „Ich sollte Ihnen das hier von Ihrer Mutter überbringen.“

Fritz wurde abwesend rot und ließ. „Zu freundlich!“ meinte er verlegen, „das kann ich ja gar nicht verlangen.“

„Ja“, fuhr Lene fort, „und dann habe ich hier noch etwas —“ sie suchte in ihrer Manteltasche nach dem Feuerzeug.

Da kam Fritz ein guter Einfall.

„Wenn Sie Zeit haben, Lene, könnten wir ein Stück spazieren gehen. Ich würde gerade fort, als Sie kamen. Da draußen kann man eher ein Wort miteinander reden, als hier.“

Die Wünschelrute im Dienst der Heeresverwaltung.

Allerdings hat unsere Heeresverwaltung, der man ein Subterfugium auf geheimnisvolle mystische, zauberhafte Kräfte nicht nachsehen kann, die Wünschelrute nicht unmittelbar in ihren Dienst gestellt, sondern das ist nur sehr mittelbar durch einen städtischen Bauart gegeben, der bei der Vorbereitung einer Verleibungsbewilligung die Aufgabe zu bewerkstelligen hatte, zur Verlegung der für die Verleibungsbewilligung bestimmten Gruppen das nötige Wasser zu beschaffen. Die Wünschelrute wird dabei, wie er dazu kam, hierbei die Hilfe der Wünschelrute in Anspruch zu nehmen, und wie er dabei aus einem Sausen, der bisher den „wunderbaren“ Erfolgen der Wünschelrute gegenüber sich ablehnend verhalten habe, zu einem Paulus geworden ist. Nach seiner Kenntnis des in Betracht kommenden Geländes gab er sieben für die Verlegung am günstigsten liegende Stellen an, an denen in mindestens Tiefen von höchstens 15, 20, 30, 35 und 40 Meter Wasser zu erbohren wäre. Als ihm ein früherer Lehrer meldete, der angeblich, daß er die Gabe besäße, mit der Wünschelrute Wasser zu finden, und seine Dienste unentgeltlich anbot, um aus dem Verdräse nach Hilfe zu kommen, trat er bei seinem Vorgesetzten vor, dessen darauf eingegangen, weil er dabei die längst erwiderte, Gewohnheit erhielt, die Arbeit eines Rutengängers kennen zu lernen und prüfen zu können.

Der Rutengänger begann sein Suchen an den begünstigten Stellen und endete meist schon in großer Nähe eine Wasserader, ermittelte deren Breite sowie, daß sie an allen sieben Stellen von einer anderen getrennt wurde. Für den Kreuzungspunkt ermittelte er auch die Tiefe. Für die erste Stelle z. B. gab er eine Tiefe von 6 bis 7 Metern an, während von dem Bauart die notwendige Bohrung auf 25 Meter im Maximum geschätzt war. In der Tiefe von 7 Metern fand sich kein Wasser, sondern eine trockene Sand- und Kiesel- und Geröllschicht, nachdem diese Bohrtiefe war, wobei man bis auf 20 Meter tiefen mußte, ergab sich Wasser, bis zu 9 Meter anfang, also etwa, wie der Bauart meint, der vom Rutengänger angegebenen Tiefen-Bestimmung entsprach, wenn man darunter die Höhe versteht, bis zu der das Wasser der unterirdischen Ader infolge des hydrostatischen Druckes ansteigt.

Auch in den anderen Fällen entsprachen die Tiefenbestimmungen des Rutengängers etwa den wirklichen Erdbohrungen. In einem Falle lag die von der Wünschelrute angegebene Stelle nicht sehr günstig für die Wassererbohrung der Truppen, und da auf dem in Frage kommenden Gelände ein ziemlich hoher Wasserstand der mächtiger Bohrfläche sowohl anzunehmen war, wurde an einer besser gelegenen Stelle gebohrt, aber ohne Erfolg, während an der angegebenen Stelle im Wasser in der angegebenen Tiefe fand. Dieß Fall spricht also, wie der Bauart meint, deutlich zugunsten der Wünschelrute.

Sehr ins Gewicht fällt für ihn auch das Urteil des mit der Ausführung der Brunnen betrauten Brunnenbauers, der weder zu den Anhängern noch zu den Gegnern der Wünschelrute gehörte, aber nach den Ergebnissen der sieben Bohrungen in der Wünschelrute mindestens eine wertvolle Unterstützung und Erleichterung sieht. Auf dieses Urteil legt der Bauart deshalb viel Gewicht, weil dieser Brunnenbauer schon vorher während des Brunnen in der in Frage kommenden Gegend angelegt hatte, und die Untergrundverhältnisse daher aus eigener Beschauung sehr gründlich kannte, besser als der Bauart, dessen Kenntnis dieser Verhältnisse sich mehr auf andere Verhältnisse beschränkt. Er kommt daher zu dem Schluss, daß in der Tat einzelne Personen eine nur ihnen eigentümliche Begabung besitzen, mittels der Wünschelrute Wasser zu finden, doch ist freilich, ob diese Mutungen sicher genug sind, um die Grundfragen für umfangreiche Wassererschließung zu bilden. Zunächst möchte er dies verneinen, aber den ungläubigen Fachgenossen empfehlen, die bisherige ganz ablehnende Haltung fallen zu lassen und neben den auf wissenschaftlichen Methoden beruhenden Untersuchungen auch den Rutengänger zu hören.

Bei den österreichischen Kriegsgefangenen in Serbien.

Arnoldo Fracaroli, ein Sonderberichterstatter des „Corriere della Sera“, der jetzt Serbien bereist, hatte Gelegenheit, dem Gefangenenlager in Wisch einen Besuch abzustatten. Als er im Kriegsministerium um die Ausstellung des Erlaubnisbescheides hat, sagte ihm der Minister: „Wenn Sie wollen, können Sie nicht nur die Offiziere, sondern auch das Lager der gefangenen Soldaten besuchen. Aber ich möchte Ihnen dazu nicht raten; es herrschen dort Typhus und schwarze Blattern.“ „Ich würde des herbei“,

erzählt der Italiener, „die Gesundheitsverhältnisse der armen gefangenen Soldaten sind entsetzlich. Der Mangel an Wasser — es gibt unglückliche, die weder Hemd, noch Sack, noch Kapuze haben, und die noch die Kleider auf dem Leibe tragen, mit bloßen Füßen an der Sonne — das Frontweiser, die mangelhafte Unterwäsche, die ungenügende Ernährung, die Zusammenhäufung von tausend Menschen haben allerlei Krankheiten nur zu gut den Weg. Es vergeht kein Tag, an dem im Lager nicht mehrere Todesfälle vorkommen. Ungleich besser daran als die Soldaten sind die Offiziere, die in einer schönen, luftigen, geräumigen und laubenden Kaserne auf freiem Felde untergebracht sind. Sie bewohnen die Kaserne des 2. Infanterie-Regiments des Prinzen Michael. Die Offiziere sind außerdem gut und der Witterung entsprechend gekleidet und beobachten auch in der Besatzung den Sinn für Disziplin und militärische Anstand. Unter ihnen befinden sich auch fünfzig österreichisch-ungarische Ärzte. Sie wurden sofort zu ärztlicher Betätigung herangezogen, da im ersten Heere der Sanitätsdienst gar nicht übersteigt. Ganz Serbien hat ja nur zwei hundert Militärärzte. So sehr diese sich auch bemühen und an Selbsterleugnung und Opferfreude tun, was in ihren Kräften liegt, so geht doch die Arbeit weit über ihre Kräfte hinaus. Zu dem Glend der Schmalen gefellen sich nur die Seuchen: Lappas, Pocken und schwere Darmmalaria. Unter diesen Umständen versteht es Militärsärzte für Gefangene gemächlich österreichischen für Gefangenen einen so kleinen Standort zu bewahren. Sie wurden unzureichend in die Lagarete eingeteilt, zusammen mit etwa fünfzig Zivilärzten, die man aus Griechenland hatte kommen lassen, und dem Pflegepersonal der amerikanischen, englischen und russischen Abordnungen des Roten Kreuzes, die alle mit reichem, aber noch immer ungenügendem Material nach Wisch gekommen sind. Unter den gefangenen österreichischen Offizieren sind mindestens fünfzig in verwundeten Zustand gefangen genommen worden. Trotz der Warnung des Ministers begab ich mich dann in das Lager der Soldaten. Der Besuch des Journalisten, der von so weit her kam, wurde von den Gefangenen freudig begrüßt. Erhe ich selbst fragen konnte, mußte ich ihnen Rede und Antwort geben. „Was gibt's Neues in der Welt? Wie steht's auf dem nördlichen Kriegsschauplatz? Ist Ungarn wirklich von den Russen überkommen?“ fragen insbesondere die Ungarn. „Und wie steht's zwischen Deutschland und England? Noch immer nichts Entscheidendes? Kann man auf ein baldiges Ende des Krieges rechnen?“ „Ich gebe auf all das, so gut ich kann, Antwort und begiere dann mehrerlei zu fragen. „Wie lebt ihr, was macht ihr? Was treibt ihr?“ Sie leben nicht schlecht, diese Gefangenen. Sie haben sich nach Nationalitäten abgetrennt, und obwohl zwischen dieser Nationalitäten früher oft Haß und Zorn herrschte, hat sie der Krieg zu organischer Einheit zusammengeworfen. Nur die Serben und Rumänen hatten sich wenig abgetrennt. Serbien zählt jedem gefangenen Offizier täglich für seinen Unterhalt drei Franken. Und die Offiziere haben sich einen eigenen Kontinuitätsdienst eingerichtet, wodurch sie es erreichen, daß sich der Unterhalt für jeden einzelnen pro Kopf nur auf zwei Franken stellt. Aber der Unterschied der österreichischen Nationalitäten macht sich doch und zwar in der Kantine geltend. Denn es ist nicht eine Küche, sondern es sind ihrer in Wirklichkeit drei: eine deutsche, eine böhmische und eine ungarische. Ihres Amtes malten hier Köche, die früher in Verhörschältern und großen Restaurants gedient hatten, und die unter den Gefangenen für die Offiziersküche ausgewählt wurden. Die Offiziere erhalten täglich von Hause reichlich Rum und Wein. Geld im Januar allein waren für ihre Rechnung 17 000 Franken gekommen. Und auch an sonstigen Liebesgaben fehlt es ihnen nicht.“

Kriegs-Allerlei.

Geistesgegenwart.

In der Nacht vom 15. zum 16. Dezember wurde im Dünengelände zwischen Z. und der See der Matrosen-Attillierli Gottfried Schärfe, geboren in Bodum, wohnhaft in Hörde (Westf.), vom 3. Bataillon 2. Matrosen-Brigade, zu einem Bataillonkommandeur geschickt, um eine Abteilung in Unterwegs. Unterwegs wurde er plötzlich von einem französischen Oberleutnant angehalten, der ihn mit vorgehaltener Pistole zur Abgabe seiner Waffen zwang und aufforderte, die deutschen Stellungen zu zeigen. Schärfe ging scheinbar hierauf ein, packte jedoch plötzlich den französischen Offizier am Halse, machte ihn zum Gefangenen und führte ihn seinem Bataillonkommandeur zu. Er wurde für diese heroische Tat mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet und zum Obermatrosen-Attillierli ernannt.

Ein Kriegsmärchen.

Aus Wien wird dem „Osmanischen Mond“ erzählt: Draußen, wo die Stadt zum Kapfenberg ansteigt, wohnt ein Weinbauer, der zwei Söhne und einen Schwiegerjohn hatte. Alle drei sind gefallen, zwei in Serbien, einer in Polen. Wie trägt es der Mann? — An seine Haustür hat er ein Zäpfchen nageln lassen, mit Zäpfchenzweigen eingekläumt. Die Fenster sind aus seinem heißen Holz, trägt aber ein Muttergottesbild, und die kleine „Anficht“ darunter ist befehlamt mit dem Brandbild eingeklebt. Sie heißt:

„Hab' dem Kaiser gegeben
Drei Luten auf d' Hand,
Zu ferne mehr leben,
Du, Herrgott, hüt' das Land!“

Das hat er selbst ausgezungen, während er sein Landchen Erde besetzte und zur Donau hinab, an der er gewohnt hat, solange er denken konnte, und sein Vater vor ihm und seines Vaters Vater.

Kriegsprophezie in Belgien.

In Belgien ist zurzeit in ganz bedeutender Weise eine Art von Kriegsprophezie, die auch vorher schon an verschiedenen anderen Stellen wahrzunehmen war, stark verbreitet. Es gibt eine ganze Anzahl von Menschen, die eine insich konträre Art von allem, was mit dem Kriege zusammenhängt, fühlen, daß sie die bekannte Besessenenpolitik befolgen; sie verlassen nie ihre Wohnung, halten Türen und Fenster verschlossen und schließen sonst wie möglich. So wird von einer 70jährigen Dame in Brüssel erzählt, die noch nicht einmal ein einziges deutsches gesehen hat. Sie will sie nicht sehen und führt in ihrer Wohnung ein freiwilliges Einpferdenleben.

Für die Redaktion verantwortlich: Siegfried A. G. Druck und Verlag von Otto Fendel. Sämtlich in Halle a. S.